

Bausteine zu einer goetheanistischen Geschichte der neueren deutschen Literatur

Die Formensprache des 17. Jahrhunderts. Teil 1¹⁾

Die Leiche

Die Schlußszene von Shakespeares Tragödie «König Lear» ist eine Szene des Todes: Der Schurke Edmund fällt im Kampf gegen den guten Edgar und stirbt auf offener Bühne. Regan, die Tochter Lears, wird von ihrer Schwester Goneril aus Eifersucht vergiftet, diese entleibt sich selbst. Ihre Leichen werden demonstrativ auf die Bühne getragen. Und schließlich erscheint Lear selbst, seine Tochter Cordelia tot auf den Armen tragend. Und auch Lear stirbt. Das sind, alles in allem, fünf Leichen auf offener Bühne. Sie entrollen vor dem Zuschauer ein eindringliches Bild des Todes. Den Fernsehzuschauer im Videozeitalter wird dies schwerlich berühren, er ist noch ganz anderes gewöhnt, aber das gilt merkwürdigerweise auch für das Theaterpublikum im 17. Jahrhundert. Der Schluß von Shakespeares «Lear» ist nichts Außergewöhnliches, sondern ein typisches Phänomen. Shakespeares Tragödien zeigen symptomatisch schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts, was dann auch für das barocke Trauerspiel in Deutschland gilt: Die Leiche wird dem Zuschauer in ihrer Dinghaftigkeit vor Augen geführt. Walter Benjamin hat deshalb die Leiche das wichtigste Requisit des Trauerspiels im Zeitalter des Barock genannt (BENJAMIN

1) Teil 2 erscheint im Tycho de Brahe-Jahrbuch 1994.

1928). Das klingt makaber, aber es ist treffend. Es gibt Trauerspiele, in denen gleich in der ersten Szene die Bühne mit Leichen übersät ist.

Die Leiche als Sinnbild des Todes ist Ausdruck einer Lebensempfindung, die von der Forschung als «Vanitaserleben» bezeichnet wird, als Erleben der Leere und Sinnlosigkeit des Lebens. Das Gefühl von der Nichtigkeit des Menschen und der Welt kennzeichnet die ganze Epoche. Allerdings hat das Vanitaserleben in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Ursachen. In Deutschland liegen sie vorrangig im dreißigjährigen Krieg. In den nicht von diesem Krieg betroffenen Ländern spielt das neue kopernikanische Weltbild eine wesentliche Rolle. Es machte die Erde zu einem bedeutungslosen Staubkorn im Weltall. Wie sollte der Mensch auf diesem Staubkorn noch irgendeine Bedeutung besitzen? War es nicht ganz gleichgültig, was er unternahm oder unterließ?

In Deutschland wurden solche Fragen vom Krieg weit übertönt. Die Greuel dieses Krieges, der große Teile Mitteleuropas mit furchtbarer Verwüstung überzog, ließen nur zu verständlich am Sinn des Lebens verzweifeln – vor allem aber machte der Krieg die Vergänglichkeit des Daseins deutlich. Ein über Jahrhunderte gewachsenes Dorf konnte plötzlich von einem Tag auf den anderen vernichtet werden, und es war für die Masse der Bevölkerung nur schwer vorzusehen, welche Stadt als nächstes betroffen sein würde. Der Krieg war unberechenbar, aber er wurde ein Dauerzustand. Wer 1616 geboren war wie Andreas Gryphius, der kannte zunächst nichts anderes. Als der Krieg begann, war er zwei Jahre alt, als er zu Ende ging und Gryphius zu den Überlebenden gehörte, hatte der Dichter seine Lebensmitte schon weit überschritten. Was er in seinen Sonetten und Oden zum Ausdruck brachte, waren die Vergänglichkeit des Seins und die Nichtigkeit des Menschen.

Eins seiner bekanntesten Gedichte läßt noch heute die Erschütterung spüren, die damals weit verbreitetes Welterleben war.

Menschliches Elende

Was sind wir Menschen doch? ein Wohnhauß grimmer Schmertzen
Ein Ball des falschen Glücks/ein Irrlicht dieser Zeit.

Ein Schauplatz herber Angst/besetzt mit scharfem Leid.

Ein bald verschmeltzter Schnee und abgebrannte Kertzen.

Diß Leben feucht davon wie ein Geschwätz und Schertzen.

Die vor uns abgelegt des schwachen Leibes Kleid

Und in das Todten-Buch der großen Sterblichkeit